

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1928

18 (21.1.1928) Wissenschaft und Bildung Nr. 3

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger Nr. 18

Samstag, den 21. Januar

1928

Nr. 3

Ursprung und Entwicklung des Wechselgeschäfts

Ein Streifzug durch die Wirtschaftsgeschichte
Von Theodor Stejneger

Die Kredit vermittelnden Unternehmungen, die wir heute im weiteren Sinne als Banken ansprechen, hatten in den Zeiten ihres Ursprungs und den ersten Stadien ihrer Entwicklung eine ganz andere Struktur als heute. Sie waren einem primitiveren Handelsverkehr angepaßt und konnten sich erst aus einem regeren Geldverkehr der einzelnen Länder untereinander weiterentwickeln. Es gab bereits in Babylon Unternehmungen, die so etwas wie „bankgeschäftliche Dinge“ im heutigen Sinne betrieben hatten, desgleichen darf in diesem Zusammenhang an die griechischen Wechsel und römischen argentarii erinnert werden. Alle diese geschäftlichen Institute waren indes reine Geldbanken, und die Art ihrer Einrichtungen wie auch die geschäftlichen Tendenzen blieben noch eine lange Zeit im Mittelalter bestehen, bis die damals einsetzende wirtschaftliche Blüte die allmähliche Umbildung der banklichen Unternehmungen bewirkte, welche die Grundlage für die ansteigende Entwicklung des modernen bankgeschäftlichen Lebens gelegt hat. Die moderne Bewegung geht etwa ins 13. Jahrhundert zurück.

Während das reine Geldwechselgeschäft heute nur in Grenzorten und großen Verkehrscentren Bedeutung hat, saßen im Mittelalter die Wechsel in allen maßgebenden Städten und Messeplätzen Europas. Wegen der großen Zahl von Münzterritorien, in die namentlich Italien und Deutschland damals zerfiel, wurde das Gewerbe der Wechsel zu einer wirtschaftlichen Notwendigkeit. Des Weiteren machte die Mannigfaltigkeit der Münzen und die häufig auftretende Münzfälschung eine genaue Kenntnis der verschiedenen in- und ausländischen Geldsorten erforderlich, und der rege geschäftliche Verkehr bewirkte ganz natürlich die Ausbildung des Wechselgewerbes, das sich berufsmäßig gegen Zahlung von Gebühren (eines Agios) dem Münzwechseln hingab. Dieses Austausch von Geldsorten nannte man cambium minutum („Kleinwechsel“), weil der Umkehr von Groß- in Kleingeld die ursprüngliche Form des Geschäfts bildete. Und weil hier Leistung und Gegenleistung von Hand zu Hand erfolgte, sprach man auch von cambium manuale („Handwechsel“). Die Wechsel selbst hießen campores, in Spanien auch banqueros. Mancherorts trug das Geschäft derselben einen halbamtlichen Charakter: so war z. B. in Spanien und Portugal die Ausübung des Wechselgeschäfts an königliche Erlaubnis geknüpft, an anderen Orten war eine von einer örtlichen Verwaltungsbehörde ausgestellte Konzession erforderlich.

In ein neues Stadium trat die Entwicklung des bankgeschäftlichen Lebens, als an Stelle des einfachen Geldwechsels an einem und demselben Ort der Wechsel von Ort zu Ort trat (cambium de loco ad locum). Wenn beispielsweise in Köln eine bestimmte Summe gezahlt, die in Lissabon oder sonstwo wieder eingezogen bzw. ausgezahlt werden konnte, so war damit für den Kauf-

mann ein großer Schritt vorwärts getan. Denn der Transport nicht allein von Waren, sondern auch noch mehr von Geld, war in damaligen Zeiten eine sehr riskante Sache. Jetzt errichteten die Bankiers an den Mittelpunkten des Verkehrs Vertretungen, die nach Anweisungen Geld zahlten oder empfingen. Es kam zur Einrichtung von förmlichen „Wechselmessern“ in Savoyen und Oberitalien, die volkswirtschaftlich von großem Belang wurden, da sie durchaus der Erleichterung des Geldverkehrs dienten. Die Hauptgedenkte waren damals die Lombarden (Nachkommen der in der Lombardie festhaften Langobarden), die im 13. Jahrhundert die Geldgeschäfte fast ganz Westeuropas an sich gerissen hatten. Sie verstanden die Bankgeschäfte in so ausgezeichneter Weise, daß bis auf den heutigen Tag im Geschäftsleben noch ihre Spur bemerkbar ist: geht doch das Wort „lombardieren“ (verpfänden, hinterlegen) auf sie zurück. Kaufleute und Bankiers der verschiedenen Länder kamen auf den „Wechselmessern“ zusammen, lernten sich kennen, knüpften Beziehungen an und bereinigten schwebende Forderungen. Letzteres geschah durch Schuldaußgleichung auf dem Papier (cambire cum literis), d. h. man wechselte mit Hilfe von Schriftstücken. In der Praxis machte sich das so, daß der Kaufmann in seiner Heimat die Summe bei einem daselbst ansässigen Geldwechsler einzahlte, darüber eine Urkunde erhielt, in der der Wechsel an fremden Ort angewiesen wurde, gegen Ausbändigung der Urkunde ebensoviel an den Inhaber zu zahlen. Hier also liegt der Ursprung des heute so geläufigen „Wechselwechens“. Die ältesten Beispiele dieser Art gehen auf Genueser Bankhäuser und bis ins Jahr 1155 zurück. Das Diskontieren der Wechsel, d. h. also die tägliche Befestigung des Marktpreises im Wechselkurs, war wohl ebenfalls schon bekannt, wenn auch die Überlieferung an eine etwas spätere Zeit anknüpft.

So war neben den Warenhandel ein intensiver Geldhandel getreten. Schon damals gab es mächtige Bankhäuser mit ausgedehntem Filialwesen, auch Finanzkräften großen Stils waren an der Tagesordnung. Die größte Finanzmacht aber des 13. Jahrhunderts war die Kirche, dieselbe Kirche, die das Zinsnehmen theoretisch aufs nachdrücklichste verdammt. Aus den Kollekten aller Länder flossen ihr ja reichliche Mittel zu und zur Bewältigung dieses gewaltig rollenden Geldverkehrs konnte gerade die Kurie den „Wechsel“ am wenigsten entbehren. Die Florentiner Bankiers wußten hier geschickt die Macht an sich zu reißen: ihr weitverbreitetes Organisations-talent stellte sie an die Spitze solcher Geldinstitute. Bekannt ist die Tatsache, daß berühmte Bankiers in Florenz zu Landesherren wurden (Haus der Medici).

In Deutschland dauerte es einige Zeit, bis sich der Wechsel einbürgerte, trotzdem gerade hier überall Lombarden ihren Sitz hatten. Nach und nach zog man jedoch den neuen Geldverkehr dem Transport von Geld in natura vor. Der älteste von deutschen Kaufleuten gezogene Wechsel geht auf das Jahr 1323 zurück. Mit der Zeit war den deutschen Kaufleuten der Wechsel ein ganz gewohntes Instrument geworden, und sie handelten auf allen Messen mit ihm. Wie sehr sich nicht nur in Europa, sondern auch im Orient der neue Geldver-

kehr durchgesetzt hatte, bezeugt die Tatsache, daß ein spanischer Ritter, der im Jahre 1436 einen sogenannten „Weltbummel“ antrat, sich vorzüglich mit Wechseln verfaß, die ihm die Bankhäuser in Florenz, Rom, Venedig, Cypern, Jerusalem und Konstantinopel prompt einlösten. Man hatte also nicht nötig, sich mit Gold und Goldeswert unterwegs zu schleppen, denn man kam mit seinen Papierchen weit bequemer vorwärts. Überhaupt war in jener Wirtschaftsperiode für den Wechsel am leichtesten Geld zu bekommen. Als Ort der Erfüllung galt gewöhnlich ein Messeplatz und als Verfalltag ein ganz bestimmter Tag während der Messe. Wer nicht zahlte, hatte ein schnelles Verfahren vor dem Wechgericht zu erwarten. Denn freilich gab es auch „faule“ Wechsel und faule Zahler...

Für die Weiterentwicklung des bankgeschäftlichen Gewerbes war das Bankdepositum wichtig. Die Bankiers kamen den Kaufleuten insofern entgegen, als sie Geld gegen bestimmte Gebühren aufbewahrten. Zwei Vorteile boten sich hier dem Geschäftsmann: einmal die sichere Verwahrung und zum anderen die gleichzeitige unmittelbare Verfügbarkeit. Über das Geld wurde ein Depositenchein ausgestellt und der Kaufmann konnte nun auf den Bankier im Bedarfsfalle „Wechsel ziehen“. Dadurch wurde der Bankier zum förmlichen Kassierer seiner Kunden und sein Bereich erweiterte sich, da er damit Verwaltungsgeschäfte übernahm. Aus dem Depositum zur bloßen Aufbewahrung entwickelte sich allmählich das Depot zur Veräußerung. Dadurch hatte der Bankier die Handhabe, das liegende Geld zu geschäftlichen Operationen zu verwenden, das er natürlich weitgehend ausnützte. Die Vorteile des Bankiers waren nunmehr so groß, daß er für seine Mühehaltung und Kassenführung keinerlei Gebühren mehr beanspruchte. Durch die Entwicklung dieser Dinge wurden die Augen des Staats geschärft: er gab nämlich die Genehmigung zu solchen bankgeschäftlichen Unternehmen nur dann, wenn eine angemessene Kautionsurkunde ebl. Schadloshaltung der Kunden und zur Sicherung eines ehrlichen Geschäftsbetriebes hinterlegt wurde. Die ältesten Banken dieser Art wurden 1609 in Genua und Amsterdam errichtet, ebenfalls in Hamburg im Jahre 1619. Wenn unter all diesen Banken und Geldkonzernen sich in der Folge auch einzelne Unternehmungen in gewagte Spekulationen fürzten und die Geschäfte eines Bankiers in Verfall brachten, so hatten sich doch diese Institute auf eine so hohe Entwicklungsstufe hinausgearbeitet, daß sie dem internationalen Geschäftsverkehr und den Wirtschaften der einzelnen Völker die größten Dienste leisteten. Die Bankhäuser sind denn auch im Laufe der Jahrhunderte zu unentbehrlichen Faktoren des geschäftlichen Lebens geworden und namentlich in der jüngsten Zeit fester wie je in das Netz der Weltwirtschaft verflochten.

Bücheranzeige

Gesetz über Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung. Textausgabe mit Einleitung, Erläuterungen und Sachverzeichnis von Dr. Gustav Böhm, Regierungsrat, und Dr. Franz Eichelbacher, Regierungsrat I. Kl., beide im Staatsministerium für Soziale Fürsorge. VIII, 227 Seiten II. 8°. München 1927. C. S. Beck. Preis in Ganzleinen gebunden 4,80 RM.

Berliner Theaterbrief

Von Hanns Martin Oster

Sylvester hat sich im Berliner Staatstheater ein Ständchen errichtet, der vielleicht doch dazu angetan ist, dem gebildeten Publikum die Augen darüber zu öffnen, wozu die Selbstüberhöhung der Schauspieler und Regisseure die deutschen Bühnen treiben. Der Geist Jürgen Fehlings nach Ludwig von Holbergs erstmalig 1724 aufgeführtem „Allysses von Itaka“ ist ohne weiteres verständlich, wenn man weiß, daß dies Stück jahrelang am Faschingsabend als Faschingsabschluß erfolgreich benutzt worden ist, und wenn man seinen Gehbel kennt, der das Lustspiel unter die Stühle zählt, die sich auf dem Gipfel der römischen Trunkenheit selbst aufheben, wie der gärende Wein den Schlauch zerprengt und das schwellende Blut die Ader — und der weiter meint: „Abgesehen hat sich unter den römischen Dichtern zweiten Ranges kaum einer dem Shakespeare so weit genähert, wie eben Holberg in seinem „Allysses“, diesem köstlichen Pendant zum „Don Quixote“ des Cervantes, der, wie letzterer die Rittergeschichten, so die deutschen Komödien ohne Zusammenhang und Ende periphetisieren wollte und fast ohne Ahnung des Verfälschers zum lässlichen Kunsttrickall gedieh.“

Die Erfahrung gab Jürgen Fehling also das Recht dieser Wahl, damit aber noch nicht das Recht, sich nicht nur als Regisseur, sondern auch als Bearbeiter aufzutun. Man muß hier ein Wort Reinhardts, das kürzlich aus Amerika herübergelabelt wurde, zum Verständnis der Zusammenhänge einschalten; danach soll er gesagt haben, der Dichter würde jetzt mehr und mehr überflüssig, die wahren und echten, brauchbaren Theaterstücke schrieben sich jetzt die Schauspieler, die Regisseure selbst. Nun, diesen anmaßenden Anschauungen huldigt anscheinend auch Jürgen Fehling: mit welcher riesenhaften negativem Erfolge bewies der Sylvesterabend. Sollte er die deutsche Schauspielerschaft zu der unentbehrlichen Weisheit gegenüber dem Dichter zurückzuführen, so sei der Abend als Erfahrung gepriesen. Der Regisseur und Schauspieler muß endlich wieder einsehen, daß er ein reproduktives Talent ist, während zum Dichter, zum Dramatiker die produktive Gabe gehört. Fehling kann nicht mit reproduktivem Talent glauben, produktive Arbeit zu leisten — oder er erlebt den Fehlschlag, der diesmal so heftig war, daß man das Staatstheater bitten muß, in Zukunft

seine Arbeit so zu leiten, daß solche wilden Szenen in diesem Hause, das der Kunst im höchsten Sinne dienen soll und schließlich auch eine Repräsentation des Kunstwillens unseres Volkes zu sein hat, nicht wieder vorkommen. Fehling hätte diese Abnungslosigkeit Fehlings, das muß offen gesagt werden, nicht zulassen sollen, zumal da auch das Spiel, die Regie, Lucie Mannheim allein ausgenommen, höchst mäßig waren. Holbergs Parodie auf den Heroismus — Allysses Deutefehr von Troja, umfängt von zwei jüdischen, menschelnden, Kriegsgewinnlern, einst gegen die abernen Ritterfrüde gegliert — bedarf heutzutage zur Wiederbelebung schärfster Humors und jenes tiefen Geistes, der allein den erschütternden Humor gebiert. Hier war aber nur Langeweile und solch törichte Geschmacklosigkeit, daß die Kulisse den Abend zu einem vorzeitigen Ende brachte.

Mit Schreden sieht man, daß in das Hirn auch der künstlerischen Regisseure die Manie der Kabarettis, Operetten, Revuen sich eingenistet hat. Man glaubt, überall im Stil der gewöhnlichsten Kaffeehaus-Kabarettis und Revuen lustig sein zu müssen. Welche Langeweile, welche schale Reize daraus hervorgeht, sieht man an Moritz Seelers und Friedrich Holländers neuer Revue „Bei uns — um die Gebärmutter herum“ im Theater am Kurfürstendamm. Ein guter Stoff — die Kauzientrafik mit ihrem grotesken Treiben, das „romantische Café“ mit seinem literarischen und Bohemienleben, der Spott an Klaus Manns unfundiertem Kinder- und an Elisabeth Bergners Jogananten, nicht über Berlin B. hinausreichendem Welttrium, der Kampf gegen die Reichswehr und ihren Minister, gegen die Klassenjustiz, die Theremin-Parodie — kurzum, alles gute Themen. Aber wie fehlt der Geist. Nirgends natürliches, überall mühsam erkünstelte Pointen, nirgends echte Stimmung. Wie anders hätte der selige Freund im Metropoltheater hier Humor des Tages febriciert. Jetzt aber spürt man nur die Bequältheit des gewollten Wagens. Ach, auch eine Anni Lewes kann mit ihrer Frische, auch Hubert von Rebernd mit seiner echten Grosse nicht über die innere Leere, überhalt von Friedrich Holländers Nagbandmuff mit Rückkehr zum Walzer, hinwegtäuschen. Man sähnt, man ist enttäuscht.

Wann wird endlich die Einsicht erwachen, daß nur aus dem tiefsten Ernst gegenüber der höchsten Kunst jene große Freiheit der wahren Heiterkeit, des echten Übermutes, des geistvollen Frohsinns erwachen kann: in Aktion und Reaktion

in klarer Wellenbewegung, in unentzerrbarer Antipolarität? Aber das Theater will anscheinend, wenigstens in Berlin, nicht aus seinem Verfall heraus. Die Weihnachtis- und Neujahrsnovitäten waren hier überall Beweis. Das große Schauspielhaus wurde von Leo Falls alter Operette „Madame Pompadour“ mit Fritz Massary, das Metropoltheater von „der schönen Helena“ mit Max Ballenberg, der Majack Mann, aufgedornert. Im Lustspielhaus stellte sich Guido Gießelher, der fast hiebzehnjährige Nundling „Unter Geschäftsaufsicht“ von Franz Arnold und Ernst Bach: der alte Schwanz des provinziellen Buchhalters aus Merseburg, der in die Berliner Lebenswelt gerät. Und nach dem ganz gleichen Schema, nicht weit davon im Berliner Theater, nur mit anderem Willen von Fritz Friedmann-Friedrich die Ausbeutung der Potsdamer Adelsgesellschaft im Lustspiel „Der Herr von...“: Krause verwandelt sich in einen Herrn von Toussaint und schon ist er in Potsdam der große Mann... Eine Rolle, die Max Adalbert auf den Leib geschrieben ist. Demgegenüber sind die Franzosen noch rückständig: sie halten am Thema des Liebhabers fest. Jacques Natanson schiedel in „Coer-Vabe“ das tragikomische Los des gealterten Liebhabers, der dem Dritten (neben dem Chemann), weil er jung und lebenskräftig ist, verzichtet den Tisch decken muß. Das Renaissance-theater hoffte mit diesem in Paris schon 500 Mal erfolgreichen Stück, in dem Carlo's Heber und Gölzstoff brillierten, die Niederlage von Sternheims „Fossil“ weitzumachen: also auch Hartung gibt es schon bei seinem dritten Stück auf, noch in Kunst zu arbeiten; er geht den Berliner Weg. Allein ein Esophage „Frantisel Vanger“ wußte uns im Thalia-theater über die Eintönigkeit der internationalen Schwankefabrikanten zu erheben: „Das Kamel geht durch das Rabelohr“ behandelt zwar ein altes Thema, wie ein reicher Junge das arme Mädchen aus dem Hinterhaus, der Kellerwohnung heiratet, aber Vanger gibt seinen Gestalten das Blut des Volkes, die Atmosphäre Prags, den Hauch echten, urtümlichen Lebens. Hier sieht ein freier dichterischer Blick in die Gesellschaft der Zeit: dort im Reichtum verblödet hier mit dem gesunden Willen aus der Not sich hocharbeiten zu wollen, frisch, in typische Menschlinge geleidet. Tragik und Humor schaffen eine wirksame Realität, die trotz der irrigen Regie starken Eindruck hinterläßt.

Arbeiterdichter

Von Dr. Th. Maus.

Eines der wichtigsten und wohl zu wenig beachteten Quellen, aus denen wir Kenntnisse über das seelische Leben unserer deutschen Arbeiter schöpfen können, ist ohne Zweifel die moderne Arbeiterdichtung. In ihr werden weniger die politischen und sozialen Verhältnisse als die geistig seelische Verfassung des Arbeiters erhellet. Klassenkampf oder Politik kommen in dieser Arbeiterdichtung eigentlich selten zu Wort, sie berühren nur leise die Sphären ihrer Kunst.

Es hat in der neueren Literatur genug Dichter gegeben, die sich für die Arbeiterklasse einsetzten, z. B. G. Hauptmann, Krejzer, Dehmel und die Brüder Hart, Wendell, die Viebig, der Expressionist Toller; aber diese Dichter waren selbst keine persönlichen Vertreter des Arbeiterstandes, teilweise blieben sie auf bürgerlichem Standpunkt: sie gehören nicht den Arbeiterdichtern an. Für sie kommen nur in Betracht: Arbeiter und Dichter; diese literarische Gattung ist noch recht jung, etwa 15—20 Jahre alt. Mein äußerlich, bibliographisch, genommen, ist die Zahl ihrer Werke nicht sehr umfangreich. Ihr Bestes haben sie in Form von Gedichten geschaffen, zu größeren Prosawerken mag einigen das werktätige Leben keine Mühe gelassen haben. Aber um so gewichtiger ist der Gehalt ihrer Dichtungen. Daß übrigens auch die Schar dichter Proletarier im Wachsen begriffen ist, beweisen die neuesten Sammlungen von Otto Wohlgenuth, des ehemaligen Bergmanns und jetzigen Stadtbibliothekars, der eine Gemeinschaft werktätiger Künstler im Ruhrgebiet bildete: „Ruhrland, Dichtungen werktätiger Menschen“, und die Auswahl von Karl Bröger „Jüngste Arbeiterdichtung“. Unter diesen Arbeiterdichtern besitzen einzelne alle Anlagen zum Künstler, aber wie manches dieser Talente mag im täglichen Lebenskampf zermürbt werden. Bröger berichtet, daß bei seinem Aufruf um Einsendung von Gedichten aus Arbeiterkreisen in 4 Monaten ihm mehr als 1200 Gedichte zugegangen seien. Aus dieser Zahl hat er die lebendigsten aufgenommen und dabei weniger auf den feinen Schliff formal-literarischen Charakters geachtet als auf die Erlebnisstärke, aus der die Dichtungen wertvolle Kräfte des einfachen Volkes, Kräfte, die zum Dichte drängen. Diese Arbeiterdichter stehen im Getriebe einer Fabrik, drehen das Triebrad oder schaffen in der Besse 2000 Fuß tief als Kohlenhauer, wie eine „Nummer“ ihre Tätigkeit verrichtend. Gerrit Engelkes „Kohlenhauer“ beschreiben dieses Los:

Wir wraden, wir haden
Mit hängendem Nacken
Mit wachsenden Schacht
Bei Tage, bei Nacht.

Aber in diesen „Nummern“ pröhlt heißes Leben, hämmert eine kämpfende Seele, die sich ihres Wertes bewußt ist; trübig klingt „Das Kampflied der Arbeit“ von Artur Mellen, an Herweghs „Bundeslied für den allgemeinen deutschen Arbeiterverein“ von 1863 gemahnend:

Wir, die wir den Hammer schwingen,
Wir, die das Eisen hämmern,
Wir sind die Kraft!
Der Erde Herren!

Die Arbeiterdichtung hob schon vor dem Kriege ihre Schwingen, um sich dann während des Krieges zur Vollendung zu entfalten. Von den zahlreichen Kriegsgedichten, die der Weltkrieg brachte, ist sicher das Beste bei dieser Richtung zu finden; die arbeitende Masse legte ein wichtiges Bekenntnis ab für das Vaterland:

Herrlich offenbarte es erst deine größte Gefahr,
Daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war.
Denk es, o Deutschland!

Der Dichter dieses Liedes war Karl Bröger (geb. 1886 in Nürnberg). Seine Gedichtsammlungen (Flammen — Kamerad, als wir marschieren — Soldaten der Erde —)

Karlsruher Konzerte

Im Spiegel der Entwicklung reißt sich die dritte Sinfonie von Johanna Senfter, deren Uraufführung im vierten Sinfoniekonzert des bad. Landesorchesters stattfand, den letzten Großmeistern dieser Form am Ende des 19. Jahrhunderts würdig an. Wegen solch historischer Gebundenheit soll aber das Werk hier weder epigonal noch sonst irgendwie abschätzig bezeichnet werden. Denn schon das offensichtliche Bestreben, die breitangelegte Sinfonieform, wie sie sich von Beethoven bis zu Bruchner und Mahler herausgebildet hat, auch in unseren Tagen lebendig zu erhalten, bedeutet ein großes Verdienst. Die Abhängigkeit geht außerdem sogar in der besonderen Beziehung zu Reger, dem die Komponistin als Schülerin künstlerisch und persönlich sehr nahe stand, nicht soweit, daß unter dessen Einfluß alles Eigenleben zu ersticken droht. Gemäß, an typischen äußeren Merkmalen, z. B. am harmonisch-polyphonen Stil und am unermüdlichen Suchen nach kontrapunktischer Verfeinerung, erkennt man eindeutig die geistige Herkunft, und doch verrät gleich die musikalische Diktion des ersten Satzes, den eine herbe, fast feierliche Stimmung charakterisiert, ungewöhnlich kraftvolle Eigenart. Er trägt zweifellos im Gesamtwerk den höchsten Diskussionswert in sich selbst und überzeugt ausreichend von den individuellen Gestaltungsmöglichkeiten einer echten Musikernatur. In den nachfolgenden Teilen gelingt es zwar der Komponistin nicht mehr ganz, zu einer ähnlichen Konzentration von Form und Inhalt vorzudringen, immerhin sichern ihnen ein auffallend stark ausgeprägter Klangreichtum und rhythmisch lebhaftes Empfinden noch erhebliches Interesse. Johanna Senfter, die Rheinheffin, fand eine sehr freundliche Aufnahme. Der unbefruchtete herzliche Erfolg sollte Anlaß geben, eine weitere Sinfonie von ihr, die inzwischen der Vollendung entgegensteht, an der gleichen Stelle zur Uraufführung zu bringen. Bismöglich auch unter dem gleichen Dirigenten, denn zum großen Teil war die tief Wirkung der plastischen Wiedergabe unter Rudolf Schwarz zu danken, der sich mit voller Jugendfrische und zielbewußtem Eifer für das komplizierte Stück einsetzte. Die intuitive

Sicherheit dieses begabten Kapellmeisters ward zuvor schon in Haydns Londoner Sinfonie (D-Dur) spürbar. Ohne künstlerische und Uberschwenglichkeit hatte er sich eine Interpretation zurechtgelegt, die überall das Gleichmaß zwischen melodischer Linie und dynamischem Ausdruck wahrte. Und zu wech beglückendem Zusammenwirken vereinten sich danach die beiden Wiener Rudolf Schwarz und Josef Weisner in Mozarts A-Dur-Violinsonate. Darüber bereitete sich schon ein Hauch von jenem klassischen Musikergestalt, der nur in Österreich zu Hause ist. Der Geiger mit seinem ausgeprägten Fingerfertigkeit und das begleitende Orchester mit ebenso trefflicher Phrasierung und Nuancierungskunst taten beinahe das Bestmögliche, um die zerbrechlichen Feinheiten dieser jactlichen Musik in prächtiger Atemführung aufzubauen. Der spontane Applaus war hier nicht minder wohlverdient wie nach den anderen Gaben des wiederum gut besuchten Abends.

Das Münche Konservatorium gab in einer szenischen Aufführung des zweiten „Holländer“-Altes seiner Opern- und Orchesterhalle Gelegenheit, vor die Öffentlichkeit zu treten. Den gelanglichen Teil bestritten dabei ausnahmslos Schüler und Schülerinnen von Hermann Giffner. Eine ernsthaft kritische Beurteilung der Veranstaltung erübrigt sich jedoch schon der Tatsache wegen, daß ein derartig bekanntes Werk durch schülerhafte Darbietungen einfach undisziplinabel wirkt. Auch angesichts der primitiven szenischen Aufmachung muß man vor der Wiederholung eines solchen Versuches dringend warnen. Selbst auf der Bühne gab es außerdem keine einzige Leistung, welche gerade die Wahl dieser Oper nur entfernt gerechtfertigt hätte. Die Literatur enthält doch wahrlich für träge Anfänger dankbarere Aufgaben! Und es gibt soziale hübsche Einakter, deren Wiederaufleben in einem ähnlichen Rahmen man freudig begrüßen könnte, während man jetzt das Gegenteil mit einigem Befremden festzustellen hat. Mit etwas positiver Anerkennung ist vom ganzen Abend allein das zuvor gespielte Bruch-Konzert hervorzuheben, dessen Solopart Franz Wüste tadellos recht sauber interpretierte.

find wichtige Bilder der Kriegstragödie. Brögers Proletarierroman „Der Held im Schatten“, der nach dem Kriege geschrieben wurde, endet damit, daß der aus Not und Wirral emporgestiegene Handarbeiter und Künstler sich in den Augusttagen von 1914 dem Dienst für das Vaterland widmet. Ungebrochen und künstlerisch reifer ist Brögers Nachkriegsposie. Er sucht ein neues Menschenland voll Freiheit und Liebe. Keine Lyrik, Bekenntnisse zu deutscher Heimat enthält „Deutschland. Ein lyrischer Gang in drei Kreisen“ (1925).

Ich bin wie du, ein armer Knecht,
bin ein Poet von Gottes Gnaden.
Mit allem, was da gut und schlecht
bin ich, ein Mensch, von Gott beladen.

Mit diesen Worten hat sich ein anderer großer Arbeiterdichter gezeichnet. Es ist Heinrich Versch, der Kesselschmied aus München-Gladbach. Auch seine Jugend ist hart und einsam gewesen; Landstraße, Hunger, Fabrik und Terror haben ihn gequält. Der Weltkrieg holt ihn von der Wanderschaft aus Belgien. Die furchtbaren Erlebnisse der Champagneschlacht wühlen ihn auf; das Schicksal des Weltkrieges erträgt er als Christ. Eine heilige Liebe zu seinem gedrängten Vaterland schlägt in seiner Brust: „Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen.“ Die Bände „Deutschland“, „Herz, aufglühe dein Blut“, sind tiefste Geständnisse. Durch eine Verschüttung in der Schlacht feldblutstunfähig geworden, kehrte Versch wieder heim ans Schmiedefeuer. Die schweren Nachkriegsjahre brachten ihm herbe Enttäuschungen. In weher Erkenntnis schreibt er einmal: „So habe ich alles von meinem Beruf als Kesselschmied, und daß ich „durch die Blume“ der Kunst reden muß, das ist der Konflikt, der mich hemmt, bis zur Verzweiflung hemmt. Drum mögen meine „Kollegen“ mich nicht — denen vom Eisen bin ich zu viel Dichter, denen von der Feder zu viel Kesselschmied.“ Daß Versch die innere Krisis überstanden hat, daß der Dichter wieder in ihm erwacht ist, beweist sein großes Werk: „Der Mensch in Eisen“ (1925); es ist eine Lebensgeschichte dieses Kämpfers und Tatmenschen. Heilig ist die Arbeit, und heilig ist die Seele des Mitmenschen:

Im Auge rast die Seele, arm und irr.
Heimweh heult wahnfinnswild, Heimweh weint süße
Weisen
nach Erde, Mensch und Licht. So schrei doch, Mensch
in Eisen.

Mit Versch befreundet war Gerrit Engelke, ein Tiänder aus Hannover. Siebenundzwanzigjährig mußte der vielversprechende Dichter kurz vor dem Waffenstillstand in Frankreich sein Leben lassen. Wir besitzen zwei Werke von ihm: „Rhythmus des neuen Europa“ (1921) und „Brieft der Liebe“, die sein Freund Jakob Kneip im Orplid-Verlag herausgab (1926); diese Briefe sind im ständigen Anblick des Todes niedergeschrieben, offenbaren Kräfte und Mächte, wie sie nur das Maschinenzeitalter hervorbringen konnte. In dem Gedicht „Der rasende Palm“ verkündet er die Absicht seiner Leier:

Aller Städtemenschen Herdenstrom
Will ich schlagen laut und barsch,
In Fabrik- wie Kirch- und Wolkendom,
Generalgewaltmarsch!

Zu einem eigenartigen Symphoniegebraus türmen sich seine Worte. Engelke ist vom Geist Whitmans, hat die Form Dehmels, der ihn zu den Werfenten auf Haus Nyland geschickt hatte. Er hat nichts vom Literaten- und Ästhetentum an sich.

Von weicherer Stimmung ist Max Barthel, auch Kriegs- und Arbeiterdichter. Seine Erlebnisse: Fabrik, Landstraße, Wanderschaft, Krieg, Revolution bringt sein Hauptwerk „Arbeiterseele“ (1920); Dual- und Erdennot lehnen sich nach Erlösung.

Diesen reichsdeutschen Dichtern gefell sich der Osterreichereif Alfred Rebold (gest. 1923). Graufam hat ihm das Leben mitgespielt, wie er es in seinem autobiographischen Roman „Das rauhe Leben“ zeichnet. Durch endlose Wir-

nisse ist dieser Sanddichter und Gelegenheitsarbeiter gegangen. Trotzdem hat Rebold kein Wort der Erbitterung und Empörung, Stoll und Haß sind ihm fremd, obwohl er, wie er selbst einmal von sich schreibt, „aus den finsternen Höchern des sozialen Unrechts kommt“. Dann fährt er fort: „Ich predige Hingebung und verzweifelte Abwehr, Demut und stolzes Aufgerichtetsein.“ Von seiner Lyrik gibt der Auswahlband „Von Morgen bis Mittag“ ein reines Bild seiner Wesensart. Ein stiller Wanderer schreitet hier durch die Not des Daseins, preist die Liebe und schaut einen neuen Ostermorgen.

Ein Hauptmotiv ist wohl allen Arbeiterdichtern gemeinsam: die leidende, ringende Menschheit, das ewige Stirb und Werde des Menschen.

Künstlicher Zucker aus Kohlen- säure durch Bestrahlung

Von Dr. A. Schingnit, Physikalisch-chemisches Institut der Universität Leipzig

Seitdem es dem bedeutenden Chemiker Wöhler gelang, im Harnstoff aus anorganischem Material einen Stoff im Laboratorium herzustellen, der als typisch organischer Stoff betrachtet wurde, da er als Stoffwechselprodukt der Organismen auftritt, hat die Chemie reiche Erfolge erzielt in der künstlichen Gewinnung von Substanzen, die bislang nur der lebende Organismus herzubringen imstande war. Es sei erinnert an die Synthese des Indigos oder — um einen ganz neuerdings wieder bedeutungsvoll gewordenen Fall zu erwähnen — die Herstellung künstlichen Kautschuks. In fast allen derartigen Fällen ist es jedoch so, daß der Weg, auf dem der Chemiker zu seinen Produkten gelangt, ein gänzlich anderer ist als der, auf dem die Natur sie gewinnt. Der Chemiker bedient sich heftiger und giftiger Agenzien, starker Säuren und Laugen, er nimmt Hitze und Kälte zu Hilfe. Dem Organismus dagegen ist derartige fremd und unzutraglich. Er arbeitet am besten innerhalb eines engen Temperaturbereiches und mit gelinden chemischen Mitteln. So kommt es, daß, wenn man einen vom lebenden Organismus herzubgebrachten Stoff auch nachmachen kann, man doch meistens aus diesem Gelingen noch nichts darüber erkennen kann, wie Tier oder Pflanze ihn aufbauen.

Um so bemerkenswerter sind einige kürzlich von dem englischen Forscher Baly veröffentlichte Arbeiten, die sich mit der Gewinnung von Kohlehydraten, also von Zucker oder starkartigen Stoffen, aus Kohlenäure unter dem Einfluß des Lichtes beschäftigen, bei der erstaunliche Ähnlichkeiten mit dem Assimilationsprozeß der Pflanzen aufgewiesen werden können. Die Pflanze vermag bekanntlich aus der Kohlenäure der Luft unter Mitwirkung von Wasser unter dem Einfluß des Sonnenlichtes Kohlehydrate, Stärke, Zucker und Zellulose zu erzeugen, und darauf beruht ja ihre Hauptbedeutung als Nahrungsmittellieferant. Bei diesem Prozeß verläßt für jedes eingeatmete Kohlenäuremolekül ein Sauerstoffatom die Pflanze, das beim Assimilationsprozeß von der Kohlenäure abgespalten wird. Ferner ist seit längerer Zeit bekannt, daß der grüne Farbstoff der Blätter, das Chlorophyll, dabei eine ausschlaggebende Rolle spielt. Baly ersezt das Chlorophyll durch ein ebenfalls farbiges Pulver, z. B. durch grünes Nickelcarbonat, das überdies — und das ist für das Gelingen des Versuches ebenfalls von Bedeutung — die Fähigkeit hat, größere Mengen von Kohlenäure an seiner Oberfläche festzuhalten, zu absorbieren, wie der Sachausdruck lautet. Er füllt einfach ein Gläschen mit Wasser, setzt das grüne Pulver zu, leitet Kohlenäure hindurch und setzt das Ganze dem Lichte einer starken Glühbirne während einiger Stunden aus. Die Untersuchung der Lösung zeigt dann das Vorhandensein von Kohlehydraten, unter denen auch Glucose, eine bekannte Zuckerart, festgestellt werden konnte. Dabei ist die Menge der gebildeten Kohlehydrate etwa von derselben Größenordnung wie die in Pflanzen in derselben Zeit gebildete. Man sieht: Es ist hier eine Nachahmung des Assimilationsprozesses hinsichtlich vieler seiner charakteristischen Züge gelungen. Pflanze wie Experimentator machen aus Kohlenäure direkt Kohlehydrate usw., unter Benutzung gewöhnlichen sichtbaren Lichtes (nicht ultravioletter Lichtes, wie man es bei früheren Versuchen für erforderlich hielt) bei Gegenwart eines farbigen, oberflächenbildenden Stoffes (Chlorophyll-Nickelcarbonat) und mit der etwa gleichen Ausbeute an Kohlehydraten. Schließlich sei erwähnt, daß eine besondere Feinheit des Assimilationsprozesses, nämlich die Tatsache, daß bei sehr starker Bestrahlung der Blattflächen die gebildete Kohlehydratmenge abnimmt, ebenfalls im Experiment auftritt.

Nun darf hieraus allerdings keineswegs der Schluß gezogen werden, daß es eine lohnende Aufgabe der Chemie der Zukunft sein könne, Zucker und Stärke auf dem geschilderten Wege künstlich zu erzeugen. Denn die Pflanze ist gerade dazu in idealer Weise eingerichtet. Man müßte unter vielen Kosten erst pflanzenähnliche Apparaturen konstruieren, Gebilde mit weit verzweigten und strukturreichen Oberflächen, wie sie die Pflanze eben von selbst ausbildet. Man würde sich, um billig zu arbeiten, wohl ebenfalls des Sonnenlichtes bedienen müssen, und wie sollte man dieses auf so weiten Flächen ausnützen wie die Pflanzen, die doch einen erheblichen Teil der Gesamtoberfläche der Erde bedecken. Wohl aber kann es sein, daß man durch eine derartige Bestrahlungsmethode andere für uns wertvolle Stoffe, die die Pflanze nur in ganz geringer Menge erzeugt, und die, wenn wir sie brauchen, eben deshalb umständlich zu gewinnen und teuer sind, in Zukunft wird herstellen können. Vorläufig liegt jedoch der Hauptwert dieser Untersuchungen in ihrer Bedeutung für die Erkenntnis der Lebensvorgänge.